

«Gefühle passieren einfach»

Kulturunternehmer Johannes Sieber von Gaybasel plaudert aus dem Nähkästchen. Über Liebe, Gesetze und politische Ambitionen.

Rahel Koerfgen

Herr Sieber, worüber reden wir?

Johannes Sieber: Über Liebe. Grosses Thema! Wie viel Zeit haben wir?

Wir nehmen uns Zeit. Wie definieren Sie Liebe?

Puh, das lässt sich schwer in Worte fassen. Gefühle passieren einfach.

Sind Sie einer, der sich schnell verliebt?

Ist schon vorgekommen, ja. Ich bin sehr begeisterungsfähig für Menschen, unterscheide aber zwischen flüchtiger Liebe und Liebe, die tief geht.

Wie lieben Sie?

Ziemlich unaufgeregt. Auch sehr entschieden. Liebe gibt mir Stabilität. Meine Partnerschaft erlebe ich als eine Art Hafen.

Können Sie sich an Ihre erste grosse Liebe erinnern?

Oh ja, mit acht Jahren im Pfdilager! Ich war total verknallt in einen Kollegen meines Bruders. Das hatte – klar – noch nichts Sexuelles. Damals war mir nicht klar, was es bedeutet, dass ich in einen Jungen verliebt bin.

Wann realisierten Sie, dass Sie schwul sind?

Sehr spät, mit 20. Ich checkte lange nicht, dass «schwul» etwas mit mir zu tun haben könnte, kannte das nicht aus meinem Umfeld. Erst, als mir gesagt wurde, es stimme was nicht mit mir, realisierte ich, dass ich schwul bin.

Wie verlief Ihr Coming-out?

Besser als bei anderen. Zuerst erzählte ich es meinem Bruder, dann der Mutter. Sie reagierte



Johannes Sieber hat den Begriff Liebe aus dem Nähkästchen gefischt.

Bild: Juri Junkov (Basel, 4. Oktober 2019)

nicht überrascht, machte sich aber Sorgen, dass ich Diskriminierung erfahren könnte. Und mein Vater brauchte ein bisschen länger, um es einzuordnen. Weil ich mal eine Zeit lang mit einer Frau zusammengesessen war. Ich liebte sie, aber es fehlte etwas.

In vielen Familien ist Homosexualität immer noch ein Tabu. Mussten Sie eine Liebe mal verheimlichen?

Ja, zu Beginn der Pubertät. Ein Freund musste den Kontakt zu mir abbrechen, weil es für die Mutter nicht okay war. Wir fanden trotzdem einen Weg.

Am Freitag ist internationaler Coming Out Day. Wie engagieren Sie sich als Gründer von Gaybasel?

Es gibt verschiedene Aktionen,

die wir pushen. Das war und ist ja die Idee von Gaybasel: die Szene zu vernetzen und queere Veranstaltungen zu bewerben. Für mich persönlich ist es aber kein spezieller Tag. Ich bin der Meinung, dass Coming-out ein Prozess ist und immer stattfindet. Aber es ist gut, dass es ihn gibt, um sexuellen Minderheiten Mut zu machen. Die Gesellschaft macht sich noch immer allzu oft lustig, allgemein über Minderheiten. Schwulenwitze etwa sind fest verankert. Das ist unreflektiertes Gehabe.

Wurden Sie schon mit Gewalt – sowohl körperlicher als auch verbaler – konfrontiert, weil Sie schwul sind?

Natürlich. Das passiert jedem, der dazu steht. An der Zürich Pride 2019 wurde ja ein Paar auf dem Nachhauseweg zu-

sammengeschlagen. Ich selber wurde noch nie körperlich attackiert. Aber auch nur, weil ich es nicht provoziere.

Inwiefern?

Ich würde mit meinem Freund an gewissen Orten in Basel nachts niemals Hand in Hand rumlaufen, meine Liebe zu ihm zeigen. Wenn die vollständige Akzeptanz da wäre, würde ich mich ganz anders verhalten.

Traurig. Warum riskieren Sie es nicht?

Weil ich nicht immer Lust auf Auseinandersetzungen habe.

Dann hat sich die Akzeptanz gegenüber LGBT in der Schweiz in den vergangenen 14 Jahren nicht verbessert? Damals haben Sie ja Gaybasel gegründet.

Es hat sich sicher etwas getan. Erfreulich ist, dass gestandene Institutionen wie das Theater Basel oder die Kaserne Inhalte programmieren, die sich im Kontext der Queer Culture bewegen. Ich bin auch froh, dass sich die Basler Regierung für ein Verbot von Konversionstherapien ausgesprochen hat.

Der Bundesrat nicht.

Das hat mich überhaupt nicht überrascht. Er hat es damit begründet, dass es keine bereichsspezifischen Gesetze gibt, in die ein Verbot integriert werden könnte. Das ist ein hausgemachtes Problem!

Inwiefern?

Homosexualität kommt im Gesetz nicht vor. Sowohl auf Bundes- als auch kantonaler Ebene sind die Rechte von LGBT bis

heute nicht institutionalisiert. Es existiert zum Beispiel keine Statistik zu Gewalt gegenüber Homosexuellen, es gibt keine explizite gesetzliche Grundlage, um Stellen, die LGBT beraten – analog zum Männer- und Frauenbüro-, finanziell zu unterstützen, deshalb handelt es sich bei Gaybasel ja auch um eine zivilgesellschaftliche Initiative.

Warum werden Sie nicht in der Politik aktiv?

Ich glaube, meine Positionen sind nicht mehrheitsfähig. Aber eigentlich müsste ich es versuchen. Zwar hat es schon Schwule und Lesben im Grossen Rat, aber zu wenig.

Mit einer von Ihnen, Michela Seggiani, sind Sie daran, das Regenbogenbüro aufzubauen, eine Art Anlaufstelle für sexuelle Minderheiten.

Die Idee dafür entstand, weil mich bei Gaybasel regelmässig Anfragen für psychologische Betreuung, aber auch rechtliche Beratung erreichen, etwa bei Diskriminierungsfällen. Hier wollen wir vermitteln. Aber es dauert sicher noch ein halbes Jahr, bis wir starten können. Gaybasel soll eine Veranstaltungsseite bleiben.

Der Kanton finanziert das Frauen- und Männerbüro mit. Nun wäre es doch schön, wenn er das Regenbogenbüro unterstützt.

Sicher. Ich sehe das sogar als staatliche Aufgabe! Aber eben, wegen der rechtlichen Situation ist das noch nicht möglich, es existiert kein öffentlicher Auftrag. Ich bin gespannt, was die Regierung auf den Anzug Bertschi antworten wird. Diese verlangt, dass die Zuständigkeit zu LGBT-Themen geklärt wird.



Auf in ein zweites Leben: Rucksäcke von Tribal Traces.

Bild: zvg

Ich packe in den Rucksack ...

Schaufenster ...ordentlich viel Nachhaltigkeit! Entdeckt haben wir die Rucksäcke im Hinterhof des Wohnhauses am Spalentorweg 4, im neuen Atelier Kisob Kreationen/Tribal Traces von Judee Frick, wo sie ihre Kreationen herstellt und verkauft. Jedes Stück, seien es die Rucksäcke, Taschen, die Klappstühle, Sofas, Lampenschirme oder die Ohrhinge, besteht aus recyceltem Material in Kombination mit farbenfrohen Stoffen aus ihrer Heimat

Kamerun. So stellte sie die Rucksäcke aus Leder eines alten Sofas und dem afrikanischen Stoff Mudcloth her. «Es gibt so viele Dinge, die sind so schön, um sie fortzuwerfen. Mit kleinen Tricks kann man ihnen neues Leben schenken», sagt Judee. Sie plant, verschiedene Workshops durchzuführen, in denen man etwa lernt, wie man aus Stoffresten Lampenschirme herstellen kann. Interessierte melden sich bei tribaltraces@gmail.com

A#115

Dichtestress

Irgendwann stellen Sie fest: Ich bin nicht alleine auf dieser Welt. Unpassende Momente beim Rennen auf den Zug kurz vor 8 Uhr, im Stau auf dem Heimweg. Dichtestress. Auswege, Umwege, Velo, E-Bike, Roller? Egal, welches Siedlungsgebiet, sei es Basel, Luzern, Zürich, Mulhouse oder auch Freiburg: Voll die Druggede immer, Tag und Nacht. Und dann kommen Sie in New Delhi, Nordindien, an. Ein Selbstversuch.

08.03 Uhr Abdel Nasser Road, Delhi. Der Grund meiner Fahrt, verloren in der schweisstreibenden Hitze. Nur noch Verkehr. Nirwana des Velokuriers. Setze in die Lücke, pendle die Fahrbahn. Im Fischschwarm unterwegs. Mit allen, die Beine haben oder Gefährte auf Rädern bewegen. Ein klarer Moment ruft nach Orientie-



Armin Biehler

ist seit zehn Jahren Velokurier in Basel und hat mit der Indexnummer A#115 bereits 120 000 Kilometer zurückgelegt.

runge. Sonnenstand im Smog verstrahlt. Packe den Kompass aus.

11.27 Uhr National Highway 9, Ghaziabad. Seit Stunden Rich-

tung Osten unterwegs, auf der Hochbahn. Unter mir das Hupen im Dschungel der Quartierstrassen. Hier oben sechs Spuren. Fussgänger mit Regenschirm gegen die Sonne, Hunde, Schülerinnen auf Velos, Lastenräder mit Stahlrohren beladen, Dreiradtaxis, Autos, Busse, Lastwagen. «Blow Horn» steht da am Heck geschrieben.

15.01 Uhr Shabad Road, Rampur. Durst und Hunger. Eingespielte Reflexe im Verkehr treiben mich weiter. Ein unkontrolliert gestillter Hungerst führe ins Magendesaster. Wasser an der Handpumpe am Strassenrand durch den Filter laufen lassen. Und Bananen kaufen. Der freundliche Händler packt sie in einen Zellulosebeutel. Und sagt nicht ohne Stolz: «All India no plastic. Green planet.»

17.29 Uhr National Highway 2, Gajraula. Gedanken an den Schlafplatz. Hier wird die Sonne in einer Stunde ausgeschaltet sein, keine Dämmerung. Doch dann ein Stau: Vorne liegen drei Kühe auf der Fahrbahn. «Blow Horn» jetzt verboten. Stoische Ruhe strahlen sie aus. Dagegen sind unsere Kühe hypernervöse Rennpferde.

Liege im Zelt neben dem Reisfeld. Gehupte Symphonie in Endlosschlaufe. Ein neuer Klang. Der Zug prescht durch die Nacht. Ein Königreich für Ohrenpfropfen.

ride on A#115

Wo bin ich?

Machen Sie unter bzbasel.ch mit beim Bilderrätsel von Velokurier Armin Biehler und gewinnen Sie ein Exemplar seines Buchs «A#115».



Mit ihrem Verein «Freie Anti-SC-Aktivistinnen» reisen Beat Künzi und Yolanda Sandoval durch die Schweiz, den Scientologen auf der Spur. Bild: Roland Schmid (Sissach, 2. Oktober 2019)

Die Sektenjäger

Ein Oberbaselbieter Paar steht nie weit weg von den Ständen von Scientology. Sie warnen vor der Pseudo-Religion.

Jocelyn Daloz

Dutzende Male im Jahr stehen in Schweizer Städten rote Stände mit der Aufschrift «Dianetik». Die Personen am Stand sprechen Passanten freundlich an. Am Standtisch sind unzählige Flyer aufgelegt und Bücher eines L. Ron Hubbard und eines David Miscavige stehen zum Verkauf. Es werden Persönlichkeitstests vor Ort durchgeführt. Dianetik soll eine Methode sein, sein Leben grundlegend zu verändern und das volle Potenzial des Hirns zu entfalten. Seit diesem Juni werden Passanten, die an diesen Ständen kurz anhalten, öfters auch von Yolanda Sandoval oder Beat Künzi angesprochen. Das Oberbaselbieter Ehepaar hält sie freundlich an und fragt, ob ihnen bewusst sei, dass hinter dem Wort Dianetik eigentlich Scientology steckt.

Das freundliche und gutmütige Ehepaar schildert, wie ihre Aktionen in der Regel ablaufen. Sie sitzen an einem Tisch des Cheesmeyer in Sissach. Im gedämpften Licht trinken beide einen Aperol Spritz und erzählen von ihrem Engagement. «Wir wollen bloss aufzeigen, dass es sich bei diesen Ständen nicht etwa um eine gewöhnliche Organisation handelt, sondern eine gefährliche Sekte.»

Dem Publikum die Wahrheit über eine fundamentalistische Bewegung zu erzählen: Seit diesem Sommer ist das ihre gemeinsame Mission. Sie versuchen, Ort und Zeit der Infoveranstaltungen der Scientology im Vorfeld zu erfahren, fahren hin und zeigen ihre Schilder: «Dianetik = Sciento-

logy». Tatsächlich ist das Buch «Dianetik» die philosophische Grundlage der Scientology-Kirche, die in den 50er-Jahren vom amerikanischen Autor L. Ron Hubbard gegründet wurde.

Das Vermächtnis eines Science-Fiction-Autors

Hubbard schrieb in den 40er-Jahren unzählige Science-Fiction-Geschichten. Nach dem Zweiten Weltkrieg verwob er Teile davon zu einer allumfassenden Theologie, für die er sich auch von asiatischen Religionen und christlicher Symbolik inspirieren liess. Den Gläubigen wird ein sorgenfreies Leben versprochen. Dafür sollen sie teure Weiterbildungsprogramme kaufen. Scientology wird ein immer wichtiger Teil ihres Lebens. Unzählige psychotherapeutisch angehauchte Selbsthilfestunden verbringen sie angeschlossen an einen «Emotionen-Meter» und zahlen für jede Session. Fortschritt um Fortschritt, Rechnung um Rechnung tauchen Mitglieder tiefer in eine Welt voll ausserirdischer Tyrannen, Erinnerungen an frühere Leben und Seelen verstorbener Personen, die in die Körper lebendiger eindringen. Wer die Bewegung verlässt, verliert sein ganzes soziales Netzwerk. Wer die Sekte kritisiert, gilt als potenzielle Gefahr und wird entsprechend angegriffen.

Eine aufklärerische und humanitäre Mission

Beat Künzi und Yolanda Sandoval sehen es als ihren humanitären Auftrag, Leute vor Scientology zu warnen. In der Schweiz ist sie als Kirche aner-

kannt, in Deutschland und Frankreich gilt sie als Sekte. Das Ehepaar spricht in offenem Ton und mit sichtlicher Leidenschaft. Künzi blüht auf, wenn er erklärt, dass er Menschen aufgeklärt hat: «Scientologen gehen oft auf verletzte Leute zu: Jugendliche, betagte Personen, Ausländer mit schlechten Sprachkenntnissen. Wenn man ihnen erklärt, dass sie gerade von einer Sekte angesprochen wurden, sind viele komplett überrascht.» Denn Scientology verbreitet ihre Theorien oft unter dem Begriff Dianetik oder Bewegungen wie «Narconon», «Sag NEIN zu Drogen - Sag JA zum Leben» und «Psychiatrie zerstört Leben», ohne sich klar als Religion zu bezeichnen. Sandoval selber entdeckte Scientology, als sie zur Gewissheit kam, dass von der Sekte produzierte Ergänzungsmittel bei Naturheilpraktikern im Umlauf sind. Sie ist selber Naturheilpraktikerin und sie habe oft erlebt, dass ihre Kollegen darauf reinfielen. Das gab ihr den Antrieb, etwas zu unternehmen. «Du hast dich ja so

«Wer schon mal mit einem Aussteiger der Sekte gesprochen hat, versteht, warum wir das tun.»

Yolanda Sandoval
Mitgründerin
Freie Anti-SC-Aktivistinnen

oft über Scientology genervt», so ihr Mann. Also setzte sie sich für die Basler «Gewaltfreie Aktion gegen Scientology» ein. Letztes Jahr holte sie ihren Ehemann an Bord und sie entschieden sich, an Aktionen teilzunehmen.

Jede Person, die sich vom Stand abwendet, ist ein Sieg

Das Ehepaar spricht mit Eifer, Beat und Yolanda unterbrechen sich gegenseitig und liebevoll. «Aber wart, Schatz, du musst noch erwähnen, dass...» Sie schauen sich oft lächelnd an. «Für uns ist es das Schönste, wenn sich Leute bei uns bedanken. Das passiert in 99 Prozent der Fälle», sagt Sandoval. Künzi betont, dass sie «nichts von den Menschen wollen. Aber Scientology will sehr wohl etwas von ihnen.»

Ihre aufgestellte Art hilft ihnen. Wenn sie Leute todernt ansprechen würden, bekämen diese womöglich Angst. «Aber wir werden stets als freundlich wahrgenommen.» Für Sandoval ist dieser ehrenamtliche Einsatz eine Fortsetzung ihrer Arbeit als Naturheilpraktikerin. Jede auf Scientology sensibilisierte Person ist ein Sieg. «Wer schon mal mit einem Aussteiger der Sekte gesprochen hat, versteht, warum wir das tun.» Beat bestätigt: «Diese Menschen sind psychologisch zerstört.»

Nach drei Stand-Einsätzen mit der «Gewaltfreien Aktion gegen Scientology» verliessen sie die Bewegung, «weil sie alles andere als friedlich war», gemäss Beat. Tatsächlich ist gegen ein Mitglied der Organisation ein Strafverfahren hängig. 2016 kam es zu Tötlichkeiten,

wie die «Appenzeller Zeitung» schreibt. «Wir wollen aber friedlich bleiben.»

Auch Scientology schaut nicht ruhig zu, wie sich ihnen Aktivisten in den Weg stellen. Einem Gegner der Sekte wurde letztes Jahr ein Schild aus der Hand gehauen. Der Pressesprecher von Scientology, Jürg Stettler, bezeichnete Sandoval und Künzi in der Presse als «religiöse Rassisten», die reine «Diskriminierung und Nötigung» betrieben. Seit Sandoval und Künzi im Juni anfangen, auf eigene Faust gegen sie zu protestieren, verteilen die Scientologen Flyer, um sie anzuschwärzen. «Wer sind diese Menschen, für die Meinungsfreiheit nicht viel gilt?» Dabei sät Scientology Zweifel um die Distanzierung von Sandoval und Künzi gegenüber der «Gewaltfreien Aktion gegen Scientology».

Ein Ehepaar gegen eine Weltorganisation

Beat Künzi erzählt, er sei an einer Aktion von einem Scientologen mit Vor- und Nachnamen angesprochen worden. Der Mann kannte seine Adresse und wusste, für wen er arbeitet. «Ich hatte ein mulmiges Gefühl.» Zahlreiche Dokus zeigen auf, wie das «Office of Special Affairs» von Scientology, bei dem es sich um eine Art Geheimdienst handelt, gegen Gegner vorgeht. «Wir sind nicht paranoid, aber wir erwarten, dass wir eines Tages beschattet werden.» Yolanda Sandoval fühlt sich manchmal wie in einem Spionagefilm. Ihr Mann wirft ein: «Auf diesen Nervenkitzel könnten wir verzichten.»

Nota Bene

Oh, mein Papa

«Bitte, Papi, noch einmal «Roti Rösli im Garten»! Ich setze zum dritten Mal an und rutsche vor Müdigkeit fast vom Stuhl. Eine halbe Stunde dauert mein Privatkonzert schon. Wann schläft sie endlich ein, frage ich mich. Fünf Strophen hat das Lied! Ich habe sie meiner kleinen Tochter zuliebe alle auswendig gelernt. Also los. Als mir fast die Augen zufallen, stelle ich fest: Juhee, sie schläft. Halb neun. Das passt. Bleibt noch genügend Zeit, um für den Quartierflohmi am Wochenende den Keller zu entrümpeln.

Ich lege ein paar T-Shirts und Jacken bereit. Meine Modelleisenbahn behalte ich. Sobald meine Tochter alt genug ist, stellen wir die zusammen auf. Ich freue mich jetzt schon. Sie sich hoffentlich auch. Die CDs bleiben ebenfalls. Ich habe zwar nur noch im Auto einen CD-Player, aber egal. Jetzt die Bücher. Die halb verschimmelten Schundromane fliegen direkt ins Altpapier. Und die ganzen Wälzer der Uni? «Kognitive Psychologie»? Behalten. «Konsumentenpsychologie»? Sowieso behalten. «Lehrbuch der Anatomie»? Ich kann mich einfach nicht von diesen Büchern trennen! Beim nächsten Schmöker «Lernen – 20 Szenarien aus dem Alltag» bleibe ich hängen und stolpere sogleich über das Kapitel «Michael, der Störenfried – vom operanten Konditionieren und vom sozial-kognitiven Lernen.» Kommt mir bekannt vor.

Stundenlang «Roti Rösli im Garten» singen geht ja noch. Aber was tun, wenn nach einem langen Tag ein täubeliger Heulkampf kaum zu stoppen ist? In der Vorlesung des Professors klang alles so einfach: positive Verstärker vermeiden. Das heisst: Wer auf das Geschrei reagiert, den trifft es noch härter. Die Lösung: die sogenannte Extinktion. Verhalten nicht beachten, dann wird alles besser. Im Buch lese ich: «Eltern müssen erfahren, dass Extinktionsversuche nicht sonderlich erfolgreich sind.» Nein, wirklich? Jetzt heisst es, erwünschtes Verhalten aufbauen. Tatsächlich hat es letzthin mit einem Kartenspiel geklappt. Nicht nach fünf Minuten, aber immerhin. Ablenkung ist das A und O.

Wenn ich beim Ins-Bett-Bringen wieder zum zehnten Mal «Roti Rösli im Garten» singen muss, drücke ich beide Augen zu. Schliesslich haben mir meine Eltern beim Einschlafen auch Kinderlieder vorgesungen.

Und dafür liebte ich sie.



Benedikt Lachenmeier